

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 7 (1927-1928)
Heft: 9

Artikel: Des Gian Travers Gedicht vom Müsserkrieg : ein Gedenkblatt zur Vierhundertjahrfeier des rätoromanischen Schrifttums
Autor: Redenbacher, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-156441>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

föderalistisch, partikularistisch und gar monarchistisch (Entwurf II, wie er aus den Beratungen der Reichsregierung mit dem aus Bevollmächtigten der Landesregierungen zusammengesetzten Staatsausschuß hervorging), teils gemäßigt unitarisch und demokratisch (Entwurf III, das Werk des Verfassungsausschusses). So ist die Weimarer Verfassung eben kein Werk aus einheitlichem Guß. In ihr haben konservative, liberale und sozialistische Staatsauffassung einen Niederschlag gefunden. Daraus erklärt sich auch der zwiespältige Charakter der Bestimmungen über Volksentscheid und Volksbegehren. Dem Volk werden die weitestgehenden politischen Rechte zugestanden und gleichzeitig werden sie ihm doch mißgönnt. Diese Bestimmungen sind auch allzu ausgetüftelt und ausgetüftelt, um nicht zu sagen spitzfindig, auf jeden Fall aber viel zu kompliziert, als daß sie praktisch mit Leben erfüllt und ausgeübt werden könnten. Darum steht Deutschland erst noch die Aufgabe bevor, die im Weimarer Verfassungswerk niedergelegten Gedanken der Wirklichkeit und den an ein Staatswesen gestellten Erfordernissen anzupassen. In der Schweiz aber werden wir gerade aus einer wachsamen Verfolgung dieser künftigen Arbeit und der Entwicklung, die sie nimmt, vielfache Anregung schöpfen können. Denn auch die schweizerische Bundesverfassung muß mit der Zeit Schritt halten und bedarf der Anpassung an die veränderten Bedürfnisse der Gegenwart.

Des Gian Travers Gedicht vom Müsserkrieg.

Ein Gedenkblatt
zur Vierjahrhunderfeier des rätoromanischen Schrifttums.*)

Von Fritz Redenbacher.

Man vergißt nur allzu leicht, daß von den vier schweizerischen Landessprachen nur eine, und zwar gerade die zahlenmäßig schwächste rätoromanische, ihr Schrifttum ganz auf schweizerischem Boden gegründet

*) **A**nm er k u n g d e r S c h r i f t l e i t u n g: Zwei Berichterstatter italienischer Tageszeitungen haben kürzlich wieder das Bedürfnis verspürt, ihre Leser an das „Recht“ Italiens auf den Kanton Graubünden zu erinnern. Im Mailänder „Corriere della Sera“ vertrat ein Paolo Monelli den Standpunkt, daß im Engadin von rechtswegen in den Schulen italienisch gelehrt werden müsse und daß die Schweiz es auf eine Vernichtung der italienischen Sprache und Kultur abgesehen habe, wenn sie daselbst ladinische Schulen unterhalte und die Engadiner so, weil das Ladinische keine richtige Sprache sei, zum Erlernen des Deutschen zwinge. In dem in Bologna erscheinenden „Resto del Carlino“ veröffentlichte ungefähr gleichzeitig ein Francesco Meriano eine aus Chur, Arosa und St. Moritz datierte Artikel-Folge, durch die, wie die „Adula“ sich ausdrückt, „die Frage dieses vollständig italienischen Bodens zum Leben erweckt und lebendig gemacht wird“. (Das Beachtenswerteste darin ist vielleicht die durchgehende Bezeichnung „Alto Ticino“ für den Kanton Tessin. Für das am obersten Lauf der Etsch gelegene

und aus schweizerischer Geschichte und Landschaft genährt hat. Der Beginn des rätoromanischen Schrifttums liegt nun genau 400 Jahre hinter uns — eine runde Zahl, die wohl zu einem besinnlichen Verweilen Anlaß geben mag. Während die deutsch-schweizerische, die französisch-schweizerische und die italienisch-schweizerische Literatur als Teilstücke oder provinzielle Ausprägungen der gesamtdeutschen, gesamtfranzösischen und gesamtitalienischen Literatur betrachtet zu werden pflegen, kann man das rätoromanische Schrifttum und Dichten als ausschließlich auf schweizerischem Boden erwachsen bezeichnen — es sei denn, daß man sich auf die Seite einiger italienischer Gelehrter, Pseudogelehrter und Publizisten stelle, die realpolitische „Notwendigkeiten“ für wichtiger halten als wissenschaftliche Wahrheiten und demgemäß, ihrem großen Landsmann, dem Sprachwissen-

(Südtirol wurde schon vor dem Weltkrieg, d. h. vor seiner gewaltsamen Einverleibung in den italienischen Staat, von irredentistischer Seite die Bezeichnung „*Alt o Adige*“ — Hoch-Etsch — geprägt.)

Richtet so das faschistische Italien — keine italienische Zeitung darf heute etwas schreiben, was nicht die offene oder stillschweigende Billigung der faschistischen Staatsleitung hat — seinen begehrlichen Blick über den Alpenkamm auf die Quellgebiete von Rhein und Inn, so sucht ihm sein irredentistischer Vortrupp im Tessin dafür einen gangbaren Weg zu weisen. „Wir Tessiner — heißt es in der „*Adula*“ vom 16. und 30. Oktober aus der Feder des „*Ousentino*“ zeichnenden, gegenwärtig größten Heizers dieses Blattes —, die wir uns auß tiefste mit Rätien verbunden fühlen, durch uralte Bande, durch eine Vergangenheit unübertroffener und unübertrefflicher Kultur, wir, die wir wissen, wie groß unsere Pflicht ist, die uns die Bildung eines festen Blocks mit der Bevölkerung Rätiens auferlegt... Die Tessiner Frage ist eine Frage der Italianität. Auch die rätische Frage ist eine Frage der Italianität. Die Fragen Graubünden und des Tessins sind wesentlich und einzige Fragen der Italianität... Diese Leute, die ihre eigene ladinische und romanische Sprache gegen das überschwemmende und in den Schulen aufgezwungene Deutsch verteidigen, erfüllen eine tiefe und bewundernswerte Pflicht der Italianität, denn daß Ladinische und Romanische sind nur italienische Mundarten...“

Vom wissenschaftlichen Standpunkt wie von berufener rätoromanischer Seite wird immer wieder darauf verwiesen, daß das Rätoromanische der Ausdruck einer zwar eng begrenzten, aber eigenen Kultur- und Sprachwelt ist. Das bündnerische Schulwesen nimmt darauf vollständig Rücksicht, indem der Elementarunterricht in den romanischen Gebieten in der romanischen Muttersprache erfolgt: Deutsch wird vom dritten Schuljahr an als Fremdsprache gelehrt; vom siebten Schuljahr an erfolgt der Unterricht in Deutsch; es steht aber den Gemeinden frei, auch die romanische Muttersprache als besonderes Unterrichtsfach beizubehalten. Angesichts dieses Sachverhaltes stellt sich immer dringlicher die Frage, ob nicht unsere obersten Landesbehörden, in Befolgung der ihnen durch die Bundesverfassung übertragenen Obliegenheiten, — für die äußere Sicherheit der Schweiz zu wachen — gegen eine auf Schweizerboden erfolgende und ausslandische Begehrlichkeiten auf schweizerisches Gebiet Vorschub leistende und damit die äußere Sicherheit der Schweiz gefährdende Tätigkeit, wie diejenige der „*Adula*“ sie darstellt, einzuschreiten müssen.

Die nachfolgende Darstellung gibt einen trefflichen Einblick in die Eigenart und Selbständigkeit der rätoromanischen Geistes- und Sprachwelt.

schäftler Ascoli und der neueren romanistischen Forschung zum Troß, die rätoromanische Sprache zu einem italienischen Dialekt machen wollen.

In der Tat hat sich die gesamte, nunmehr 400jährige Entwicklung des rätoromanischen Schrifttums auf schweizerischem und zwar bündnerischem Boden abgespielt, und das wenige, was diese Sprache an selbständigen dichterischen Erzeugnissen in anderen Teilen ihres ursprünglich viel größeren Verbreitungsgebiets hervorgebracht hat, steht nicht nur außerhalb dieser Entwicklung, sondern kann, wie z. B. die friaulische Billotta, als fast zeitlose und daher geschichtslose Volkskunst kaum in eine geschichtliche Entwicklung überhaupt eingefügt werden. Umso entschiedener hat sich dagegen das Schrifttum des Engadins in der ersten Zeit seines Bestehens für mehr als 100 Jahre den Charakter des geschichtlich Bedingten und geschichtlich Wirkhaften gewahrt, indem es sich in den Dienst der Geschichte selbst stellte: fast alle bemerkenswerten Schriftwerke des 16. und zum Teil noch des 17. Jahrhunderts sind Waffen im Kampf um die Reformation.

Das erste aber noch nicht. Es ist das Gedicht vom Müsserkrieg, das Gian Travers im Herbst 1527 niederschrieb. Sind die im Religionskampf entstandenen Schriftwerke, allen voran die Übersetzung des Neuen Testaments von Bifrun (1560), insofern von ihrem Entstehen an historisch, als sie geschichtlich vorwärts wirken und die Zukunft gestalten helfen wollten, so eignet diesem kleinen Epos der Charakter der Geschichtlichkeit in zwiefachem Sinne: einmal bildet es die rühmliche Eröffnung eines zwar immer bescheiden gebliebenen, aber ehrlich bodenständigen national-sprachigen Schrifttums; zum andern aber ist es eine künstlerische Darstellung historischer Ereignisse, die erst ein, zwei Jahre zurücklagen, die daher eine noch durchaus lebendige Angelegenheit des Volkes und obendrein ein ganz persönliches Erlebnis des Dichters selbst waren. Denn mit Rat und Tat hatte er teilgenommen, hatte mitgefämpft, als Landeshauptmann des Weltlins seine Heerhaufen gegen den Feind geführt, als Gesandter hatte er zu einem ehrlichen Frieden helfen wollen und war dabei dem tüchtigen Feind als Gefangener in die Hände gefallen. Sein Entschluß, dies alles in der eigenen Muttersprache dichterisch darzustellen, läßt den Anfang des rätoromanischen Schrifttums als eine durchaus planvolle Tat erscheinen. Man fühlt in seinen oft harten Versen mit den häufig wiederkehrenden Infinitiv- und Partizip-Reimen, wie schwer es war, eine literarisch noch ganz ungeschliffene Sprache in den Dienst der Sache zu zwingen. Trotzdem hielt er wohl gerade das Rätoromanische in seiner naturhaften, rauen Lebendigkeit allein für geeignet, den Ereignissen bleibende Form zu verleihen, die noch fast der Gegenwart angehörten und eben erst in das Reich der die rauhe Wirklichkeit mildernenden Erinnerung hinabzusinken begannen.

Das Wagnis des Gian Travers, die Ausdrucksmöglichkeiten, ja geradezu die Lebensberechtigung der engadinischen Sprache in einem verhältnismäßig so umfangreichen Gedicht auf die Probe zu stellen, ist umso höher als persönliche Tat zu werten, als es im Volk künstlerisch und sprachpolitisch noch kaum vorbereitet war. Die anderen Sprachen, die

er in den sein Vaterland umgebenden Ländern literarisch verwendet sah, hatten schon Jahrhunderte, bevor in ihnen größere dichterische Werke schriftlich festgelegt wurden, sich der Versform fügen gelernt, hatten ihnen gemäße Versformen gebildet oder sich angeeignet, hatten insbesondere in der Prosa des täglichen Lebens wieder und wieder sich auf das Pergament der Verträge, Kaufbriefe, Protokolle, Besitzverzeichnisse u. s. w. gedrängt, so daß die ersten Dichtungen gleichsam wie Blumen aus einem Erdreich aussproßten, das seine Fruchtbarkeit schon durch vielfältigen nützlichen Ertrag erwiesen hatte. Im Engadin dagegen scheint man sich zu jener Zeit schon ziemlich damit abgefunden zu haben, daß das Rätoromanische zum Schreiben nun einmal nicht passe und man sich mit Latein und Deutsch so gut als möglich helfen müsse. Die Bemerkung Tschudis, diese Sprache sei „nicht zum Schreiben eingerichtet“, wird gewiß die Meinung wiedergeben, die im Engadin selbst gang und gäbe war. Für rechtliche Dokumente, die meist nicht so sehr eine Angelegenheit des Volkes als der sprach- und schreibgewandteren Gemeindevorsteher waren, konnte man sich der in hunderten von europäischen Kanzleien ausgebildeten lateinischen und deutschen Formeln recht gut bedienen, eine wirkliche Volksdichtung war nur in der Landessprache möglich. Sprüche mit oder ohne Reim, Spottverse, Wetterregeln in der VolksSprache gingen wohl schon seit langer Zeit von Mund zu Mund. Das eine oder andere Volkslied über einen Brand, ein Volksfest, einen Streit zwischen zwei Dörfern und andere lustige oder schreckliche Ereignisse war von dichterisch veranlagten Köpfen ausgedacht worden. Daß aber der Dichter des Müsserkriegs durch solche Dinge, von denen wir bei Campell einige kleine Proben aufbewahrt finden, in seinem Unternehmen irgendwelche Unterstützung in technischer, formaler oder sprachlicher Hinsicht erfahren habe, macht schon die Form seines Werkes unwahrscheinlich.

Das Gedicht ist rein episch und hat hinsichtlich seiner inneren und äußereren Form mit dem Volkslied gar nichts gemein. Das heißt, die Dinge sind so dargestellt, wie sie sich dem Bewußtsein des Einzelnen präsentieren, nicht so, wie das Kollektivbewußtsein des Volkes sie aufgefaßt, beziehungsweise umgestaltet haben würde. Es fehlt daher die für das historische Volkslied, das seinerseits der Ballade nahe steht, charakteristische Sangbarkeit und die strophische Einteilung. Man vergleiche nur einmal irgend eines der historischen Volkslieder der deutschen Schweiz, etwa das Lied von der Calwenschlacht (Nr. 17 in der ausgezeichneten kleinen Sammlung von Otto v. Greherz, Historische Volkslieder der deutschen Schweiz, Leipzig 1922) mit dem Epos des Gian Travars. Im Volkslied strophische Gliederung nicht nur äußerlich, sondern, was noch viel wichtiger ist, zuerst innerlich: Erfassung einzelner Szenen und Bilder, eine geradezu expressionistisch anmutende Zusammenballung ganzer Gedankenreihen, ja sogar ganzer Reihen von Ereignissen in ein paar bildhafte Formeln, typisierte Massenbewegungen und chorische Truhenreden, die einem zur überpersönlichen Einheit konzentrierten Volk in den Mund gelegt werden; dazwischen finden wir nur ganz wenig Historisch-Tatsächliches, keinen zusammenhängenden Fluß der Erzählung, vor allem fehlt

jeder Versuch, die Ereignisse auf irgend eine Weise als Ursache und Wirkung in Verbindung zu setzen.

Die Technik des Gian Travers ist davon grundverschieden, weil seine Absicht auch eine andere war: Nicht das kriegerische und vaterländische Pathos des Volkes, dieser eigentliche Gegenstand aller historischen Volkslieder, sollte bei ihm zum Ausdruck kommen; vielmehr wollte er offenbar den Gang der Ereignisse, wie er selbst ihn beobachtet und miterlebt hatte, möglichst genau festhalten und festlegen, seinen Mitbürgern zu Nutz und Frommen und — wie er selbst am Schlusse sagt — zur Unterhaltung. Demgemäß gibt sein Gedicht einen äußeren Verlauf, eine Uneinanderreihung historischer Tatsachen an Stelle der im Volkslied allein ausgesführten psychologischen Kurve, bei der nur immer wieder die Wendungen durch äußere Dinge motiviert zu werden pflegen. Daher hat er natürlich auch keine strophische Gliederung, sondern einfache Reimpaare, keine gleich langen oder nach regelmäßigm Schema in der Länge wechselnden sangbaren Verszeilen, sondern einen reinen Sprechvers. Es handelt sich aber bei diesem nicht, wie man wohl noch vielfach glaubt, um eine unbeholfene, kunstlose Reimerei, sondern um ein nach bestimmten Kunstregreln aufgebautes Gebilde; nach Kunstregreln allerdings — und das ist in unserem Zusammenhang wesentlich —, die nicht eigentlich romanisch, sondern deutscher Herkunft sind. Dies führt uns nochmals zu dem früher erwähnten Punkt zurück: was der Dichter in seiner Muttersprache an dichterischen Erzeugnissen vorfand, war entweder auch seinerseits schon nach solchen deutschen Versprinzipien gebaut, oder, was noch wahrscheinlicher ist, es war so unbedeutend, daß er anderswo seine Vorbilder suchen mußte. Die biblischen Schauspiele vom verlorenen Sohn, von Joseph und seinen Brüdern u. s. w., die er später in seiner Muttersprache bearbeitet hat, beruhen ebenfalls auf deutschen Originalen.

Ganz bodenständig war dagegen der von Gian Travers bearbeitete Stoff. Der sogenannte erste Müsserkrieg ist der Kampf der Bünde gegen den Castellan von Musso in den Jahren 1525—26. Scheinbar nur eine Bagatelle, ein Kleinkrieg zwischen einem sich als Raubritter gebärdenden Burgvogt und dem bescheidenen Staatswesen der Drei Bünde, die doch nur einen Teil der Eidgenossenschaft ausmachten, der sie sich noch gar nicht lange vorher angeschlossen hatten.

Ein so harmloser Gegner, wie man vermuten könnte, war aber der Vogt von Musso nicht. Er war auch nicht von so niedriger Abkunft, wie man gelegentlich lesen kann. Vielmehr stammte er aus der mailändischen Familie Medici, die dem mittleren Patriziat ihrer Heimatstadt angehörte. Gian Giacomo, der Castellan von Musso, war im weiteren Aufstieg der Familie vielleicht die stärkste treibende Kraft. Sein Bruder Gian Angelo wurde später Kardinal und bestieg im Jahre 1560 als Pius IV. den päpstlichen Stuhl. Der nachmals berühmte Kardinal Carlo Borromeo war sein Neffe, mit den Grafen von Hohenems war er durch seine Schwester Clara verschwägert und er selbst vermählte sich 1545 mit einer Witwe aus dem Adelsgeschlecht der Orsini. Herzog Cosimo I. von Florenz schämte sich nicht, für verwandt mit den lombardischen Medici zu gelten,

hat er doch Gian Angelo bei seiner Ernennung zum Kardinal aufgefordert, die glorreichen sechs Augeln der florentinischen Medici in sein Wappen aufzunehmen. Durch die Gleichheit nicht nur des Namens, sondern auch des Wappens scheint dann bei den Geschichtsschreibern bald mancher Irrtum entstanden, vielleicht auch manche absichtliche Vermischung begünstigt worden zu sein.

Gian Giacomo von Medici, vom Volk allgemein der Medeghin genannt, war zur Zeit seines ersten Angriffs gegen die Bünde ein Mann von etwa 30 Jahren, erfüllt von jugendlicher Abenteuerlust und hochfliegenden Plänen. Nach dem Vorbild anderer Renaissancehelden hatte er es sich offenbar zum Ziel gesetzt, zwischen dem Herzogtum Mailand und der Schweiz eine selbständige Herrschaft zu gründen, deren Zentrum wohl Chiavenna und die Tre Pieve am Comersee hätten werden sollen. Veltlin und Bergell wären nicht zu entbehren gewesen, und was er — hätte er sein erstes Ziel einmal erreicht — weiterhin noch an sich gerissen hätte, könnten sich die Bündner leicht ausmalen. So traten sie seinem ersten Angriff auf das Veltlin gleich mit aller Macht entgegen, und es gelang ihnen wirklich, ihn abzuschlagen. Nachdem der Medeghin sich von dem unerwünschten Ausgang seines ersten Krieges mit den Bünden wieder erholt hatte, schien der Erfolg seines Einfalls in die Brianza im Jahre 1527 und mehr noch der außerordentlich günstige Vertrag von Pioltello (1528), der ihm nicht nur fast alles Land um den Comersee, sondern sogar ein selbständiges Münzrecht zusprach, ihn der Verwirklichung seiner Pläne um ein Beträchtliches näher zu bringen. Durch diese rücksichtslose Ausbreitung seines Herrschaftsbereichs hatte er sich indessen den Herzog von Mailand zum Feind gemacht, und als Gian Giacomo 1531 sich wieder gegen die Bünde wandte, um das Veltlin zu erobern, fand er im Felde mannhaften Widerstand, während seine eigene Burg von Francesco Sforza belagert wurde. Solcher Gegnerschaft war der Abenteurer nicht gewachsen, und so mußte er 1532 endgültig auf eine selbständige Territorialherrschaft verzichten und sich mit dem Titel eines Marchese di Marignano und einer Entschädigung von 35,000 Gulden begnügen. Seine außergewöhnliche Kriegskunst sicherte ihm jedoch eine andere bedeutende Laufbahn. Nachdem er vorübergehend in Diensten des Herzogs von Savoyen gegen Bern und Genf gestanden hatte, trat er ins kaiserliche Heer über, wo er es schließlich nach verschiedenen Wechselfällen zum Generaloberst brachte. Was er mit eigener Macht vergebens erstrebt hatte, fiel ihm jetzt, zum Teil wenigstens, als Gnade des Kaisers zu: 1545 wurde er mit den Tre Pieve am Comersee (Domaso, Gravedona und Dongo) belehnt. Sein wildbewegtes Leben fand 1555 ein plötzliches Ende.

Es ist für den Charakter dieses Mannes bezeichnend, daß er das Schloß Musso (rätorom. Müß), das sehr schwer zugängliche, hoch gelegene und stark befestigte Felsenfest südlich von Gravedona, als Belohnung für einen politischen Mord an einem Visconti vom Herzog von Mailand zum Lehen erhalten haben soll. Die Legende, die sich seiner Gestalt schon bald bemächtigt hat, erzählt weiter von einem Uriasbrief,

der ihm nach Ausführung der Bluttat mitgegeben worden sei und dessen Inhalt er geahnt und umgeändert habe. Die Burg Musso war nun der weithin gefürchtete Stützpunkt seiner Raubzüge und seiner wechselvollen Kämpfe gegen Franzosen, Schweizer, Spanier, Mailänder.

Am 8. Januar 1525 nahm er das Schloß zu Chiavenna — angeblich ein Schritt gegen die Franzosen, denen die Bünde Truppen stellten. Mit diesem Ereignis beginnt Gian Travers seine Erzählung. Mit einer Lebhaftigkeit, in der die Aufregung der Bündner bei einem so unerwarteten Überfall noch nachzuzittern scheint, schildert er, wie 22 Soldaten des Müssers sich nachts in die Burg schleichen und am nächsten Morgen den ahnungslosen Castellan Sylvester Wolf von der Buchen gefangen nehmen. Das Gedicht berichtet nun Schritt für Schritt die Ereignisse des ersten Müsserkriegs: die Kämpfe im Beltlin, an denen der Dichter als Landeshauptmann des Tals persönlichen Anteil hatte, und das beständige Hin und Her des Krieges in der näheren Umgebung von Chiavenna, die Zurückberufung der bündnerischen Söldner aus dem französischen Dienst kurz vor der Schlacht von Pavia (ein Umstand, der zur Niederlage der Franzosen vielleicht entscheidend beigetragen hat), die Rückgabe der Stadt Chiavenna, jedoch ohne die Burg, an die Bündner. Die Darstellung aller dieser Vorgänge ist noch etwas unanschaulich und ungeschickt: es ist dem Dichter nicht vollkommen gelungen, die in der Wirklichkeit kraus durcheinander laufenden Fäden der kriegerischen Verwicklungen und Verwirrungen zu einem künstlerisch einfachen und klaren Gewebe zu ordnen.

Umso überzeugender ist die dichterische Anschaulichkeit und künstlerische Sicherheit, mit der die nun folgenden Szenen erfaßt sind. Es handelt sich um die Reise der sechs Bündner Gesandten, deren einer Gian Travers selbst war, nach Mailand. Zuerst geht alles gut. Sie haben einen Geleitsbrief vom Herzog, der förmlicher nicht hätte sein können. Man kommt nach Musso, wo zwar ein abgebrannter Pferdestall als schlechtes Omen betrachtet wird, der Castellan jedoch die Gäste mit überraschender Freundlichkeit aufnimmt. Er stellt ihnen sogar sein Schiff Pelaiga zur Verfügung und gibt ihnen seinen Bruder (war dieser wohl Gian Angelo, der spätere Papst, oder der etwas jüngere Giambattista?) zur Begleitung mit. In Mailand richten sie nichts aus: der Herzog empfängt die Gesandten nicht und die Unterredung mit dem Kanzler Morone verläuft ergebnislos. Den Rückweg nehmen sie wieder über Como und den See. Während der Schiffahrt sehen sie ihr Fahrzeug plötzlich von anderen Schiffen umringt, bewaffnete Männer dringen herein und nehmen die Bündner gefangen. Mit Stricken gefesselt werden sie ins Schloß Musso geführt. Voll Hohn empfängt sie der Medeghin. „Ihr Verräter,“ herrscht er sie an, „seid ihr da, die ihr keinem die Treue hielstet? Den König von Frankreich und den Herzog habt ihr betrogen, den Kaiser habt ihr nicht verschont, mir habt ihr es ebenso zu machen versucht. Aber ich will euch zuvorgekommen sein.“ Als sie auf ihren herzoglichen Geleitsbrief hinweisen, spottet er, von ihm hätten sie keinen gehabt. Dem ehemaligen Landeshauptmann von Chiavenna, Herrn Jacob

von Castelmur, wirft er Verlezung des Kriegsrechts vor, und Gian Travers schleudert er ein schneidendes Wortspiel entgegen:

Johan Travers, traversô taunt m'hest tu,
Ch'eau nun vöelg, tü m'traversast plü.

Schließlich wird durch eine neue Lücke auch der derzeitige Landeshauptmann von Chiavenna, Peter Simon Travers, ein Vetter des Gian Travers, gefangen genommen. Da versuchen die Bündner einen neuen Vorstoß. Mit zwei aus dem Misox mühsam herbeigeschafften Kanonen wenden sie sich gegen das Schloß Chiavenna, das endlich, von 153 Schüssen getroffen, zur Übergabe gezwungen wird. Aus Campells Geschichtswerk wissen wir, daß die Bündner von dem mutigen und tatkräftigen Rudolf von Marmels geführt wurden. Die in Musso gefangenen Gesandten werden aber erst später nach langen Verhandlungen durch Erlegung eines Lösegelds befreit. Mit bitteren Worten klagt der Dichter über den Undank und die Misgunst, womit das Volk das Schicksal der Gefangenen beurteilt habe.

Sch'la soart vain ad ün contredgia
Cun quaunt bain ch'aquel fat hegia,
Lg pöevel cumainz'a s'ruverser,
Et sias ovras a condamner . . .

Um vollendetsten drücken aber vielleicht folgende beiden Zeilen die Stimmung aus, die während jenes halben Jahres, als das Volk für die Befreiung der Gefangenen kaum Schritte tun zu wollen schien, ihn manchmal überkommen haben mag:

Inguota plü desdegnia ün fideil servitur
Co havair mel gro da sieu signur.

„Nichts ist einem treuen Diener schmerzlicher, als Undank von seinem Herrn zu haben.“

Mit der Rückeroberung der Burg Chiavenna und der Auslösung der Gefangenen fand der erste Müsserkrieg sein Ende. Gian Travers schließt sein Gedicht mit den Worten: Gelobt sei Gott und seine Mutter, wie er es mit der Anrufung Gottes begonnen hatte. Denn so erfüllt vom Geist der Renaissance war der Engadiner Kriegsmann nicht, daß er für seine Kriegsschilderung die Musen bemüht hätte.

So einfach, so anspruchslos und sachlich ist das Gedicht. Fast wie in einer Reimchronik, ohne jedes Pathos, nur mit einem ganz leisen Unterton persönlicher innerer Anteilnahme, werden die Tatsachen berichtet. Der Dichter sagt nie ausdrücklich, welche hervorragende Rolle er selbst in den Kämpfen und Verhandlungen gespielt hat, vielmehr spricht er von sich, dem Landeshauptmann des Weltlins, gerade an den entscheidenden Stellen in der dritten Person. Da auch der Volkswille und die Volksstimmung vollkommen hinter den äußeren Tatsachen zurücktreten, fehlt dem Gedicht jener lyrische Grundakkord, der sonst den frühesten dichterischen Schöpfungen der einzelnen Völker und Sprachgemeinschaften eigen

zu sein pflegt. Zu spät hat sich das Rätoromanische zur Literatursprache entwickelt, um einen solchen Lyrismus in seinem ersten historischen Epos noch aufzuweisen zu können. Der einzige lyrische Zug des Gedichts ist die Vaterlandsliebe des Dichters. Sonst können wir höchstens noch seinen Gerechtigkeitssinn aus dem Werkchen ablesen. Es ist daher für das Verhältnis des heutigen Lesers zu der Dichtung im Grunde künstlerisch belanglos, sich das Leben und die politische Wirksamkeit des Johan Travers vorzustellen. Und doch wird man gern das Bild dieses bedeutenden Mannes, etwa so wie Ulrich Campell, vielleicht etwas idealisiert, in seinem Geschichtswerk es gezeichnet hat, bei der Lektüre sich vor Augen halten, und sich vergegenwärtigen, wie er Jahrzehntelang das politische und geistige Leben der Bünde und besonders des Engadins bestimmt hat, wie er die Interessen seines Landes als Gesandter bei Fürsten und Republiken verfocht, wie er sich mit aller Kraft seiner einflußreichen Persönlichkeit für die Ausbreitung der Reformation im Engadin einsetzte, wie er im Dienst der neuen geistigen Bewegung bei seinem Volk die biblischen Schauspiele in Aufnahme brachte, wie er in verschiedenen Religionsgesprächen und Disputationen und schließlich, im Alter von 73 Jahren, sogar als Prediger auf der Kanzel seines Heimatortes Zuoz für die neue Lehre eintrat. Man mag die überragende Stellung, die er lange Zeit hindurch innegehabt haben muß, aus der Tatsache entnehmen, daß seinem Dazwischenreten die Erhaltung des Bistums Chur gegenüber den Versuchen einer völligen Säkularisation und Abschaffung des Bischofssitzes zugeschrieben wurde, ein Schritt, den ihm die Protestanten sehr verargten und dessen Beweggründe heute nicht mehr völlig zu erforschen sein dürften.

Als Dichter scheint Travers zwar für seine Übersetzungen biblischer Dramen die Anerkennung seiner Landsleute schon bei Lebzeiten geerntet zu haben, doch fand das Gedicht vom Müsserkrieg kaum sehr starken Anklang, wenn man aus der Tatsache, daß es nur in einer einzigen Abschrift erhalten ist, einen Schluß ziehen darf. Der Hersteller dieser Abschrift, Pfarrer Johan Schucan von Zuoz, hat dem Werk ein Loba gedicht auf Johan Travers in lateinischen Distichen vorangestellt, das uns immerhin als eines der wenigen Urteile aus älterer Zeit wertvoll ist, wenn es uns auch heute etwas allzu überschwenglich anmutet. Mit allen Künsten der neulateinischen Rhetorik preist er da seinen großen Landsmann, der die Geschicke des Vaterlandes nicht nur zu lenken, sondern auch zu besiegen verstanden habe:

... Tu cives, Traverse, tuos patriamque gubernas,
Tu patriam scribis doctus et historiam.
Sermonem patrium docuisti scribere primus,
Quod fieri nunquam posse videre senes.
Gloria sola tua est . . .

Das Gedicht vom Müsserkrieg ist trotz seiner Schlichtheit ein Kunstwerk und verdient auch heute noch als solches und nicht nur als Sprachdenkmal gewürdigt zu werden. Wie denn auch ein Dorfkirchlein künst-

lerischen Wert haben kann, ohne mit ragenden Türmen, fühn geschwungenen Bogen und überraschenden Prospekten zu prunkeln; wenn es nur am rechten Fleck steht und im rechten Geist erbaut ist. Der rechte Geist, aus dem Gian Travers sein Werk geschaffen hat, war der vaterländische, heimatliche. Möge das rätoromanische Schrifttum — das wünschen wir ihm an der Schwelle seines fünften Jahrhunderts — in diesem Geist, auf den es sich in den letzten Jahrzehnten von neuem befonnen hat, auch in Zukunft manches schöne, schlichte Denkmal im heimischen Stil erbauen, daß so die Tat des ersten engadinischen Dichters fruchtbar und segensreich weiter wirke!

Sinn und Bedeutung der Romantik.

Von Martin Nind.

Es bleibt immer ein erstaunliches Rätsel, wie die Romantik genannte Bewegung, die doch ihre Strahlen über das ganze letzte Jahrhundert sendet und noch das Schaffen der Schweizer von Keller bis Meyer und Böcklin bestimmte, eingeleitet wird durch Werke, welche uns heute vom künstlerischen Standpunkte zumeist nicht mehr als ein unzulängliches Gestammel gelten können, und durch ein, muß man sagen, viel eher theoretisches als produktiv schöpferisches Gebaren ihrer ersten Verkünder. Wer mag die Lucinde, den Sternbald, ja den Heinrich von Osterdingen oder Godwi noch lesen? Der ganze Friedrich Schlegel, dieser Urvater der Romantik, spricht nur aus seinen Fragmenten und aus ästhetischen, kritischen, religions- und kulturgechichtlichen Aufsätzen. Der wesenhafte Novalis ist in seine Aphorismen verpackelt, die Wackenroder-Tieck'schen Erzählungen lösen sich in Gespräche und Erzählungen auf, und in Brentanos Romanen herrscht Phantasie und Gefühl noch völlig undiszipliniert. Man könnte auf die klassische Dichtung weisen, die durch das mutige Zechten und Lanzenbrechen Lessings vorbereitet und vielleicht erst ermöglicht wurde; man könnte anführen, daß die Renaissance aus philologisch-humanistischen Bestrebungen hervorging. Und doch ist damit wenig erklärt und begriffen. Wir glauben es nicht, daß die Theorie das lebendige Werk schaffe und je geschaffen habe, und sind mißtrauisch, wo die Tatsachen doch dafür sprechen. Ob nicht tiefere Mächte mit am Spiele waren? Wir müssen weit ausholen, um die Frage für die Romantik zu lösen, aber vielleicht führt der Umweg dazu, daß uns der ganze Sinn der Bewegung plötzlich deutlicher wird.

Man darf es aussprechen: denselben schöpferischen Kräften, welche der Gotik und dem Barock die Entstehung gaben, ist auch die Romantik entwachsen. Was wir Geschichte nennen, ist der Kampf zwischen gewalthaberischen Machtansprüchen des Geistes und schicksalhaft andringenden Forderungen des Lebens. Mehr und mehr neigt sich der Sieg auf Seiten des Geistes, und die Menschheit geht, seitdem sie sich einmal zum Fort-